



Lara und ihr Traum

„Mach mal Pause, du heitere Beschützerin“, denkt Lara und lehnt sich im Stuhl zurück. Sie rollt ein Stück vom Schreibtisch weg, streckt die Beine lang aus und legt die Arme in den Nacken.

Hallo, denkt sie, was ist denn mit mir los? Macht virtuelle Arbeit müde? Werde ich jetzt noch mehr zur Gedankenflaneurin?

Lara ist Supervisorin. Ihr Klientel kennt sie derzeit meist nur aus dem virtuellen Raum – lauter Gesichter mit Nasen, Mündern, Augen, Ohren. Nicht einmal Hände kann sie sehen.

Sie tut das, was sie manchmal tut, um der Realität zu entkommen: Sie faltet die Hände, betrachtet ihre merkwürdigen Daumennägel mit den vielen Querrillen und träumt sich weg.

Sie sieht sich als kleines Mädchen mit dünnem, weißblondem Haar. „Blondi“ wurde sie oft genannt. Schon damals fühlte sie sich allein. Sie sieht sich dastehen – traurig, einsam –, wenn die Mutter sie mal wieder verhöhnt: wegen ihrer dünnen Haare, wegen ihrer angeblichen Dummheit, wegen ihrer platten Kopfform. All diese Eigenschaften, so hieß es, habe sie vom Vater – und das bedeutete: nichts Gutes.

Sie liebte Märchen, ganz besonders das von *Brüderlein und Schwesterlein*. Ein Märchen, das davon erzählt, dass geschwisterliche Verbundenheit selbst Verzauberung und Verrat überdauert. Sie sehnte sich so sehr nach einem Bruder, dass ihr selbst als erwachsene Frau bei diesem Gedanken noch manchmal Tränen in die Augen steigen.

Oft sieht sie sich als kleines Mädchen mit hängenden Armen, wie sie traurig und enttäuscht vom Fenster weggeht. Wieder nichts. Wie so oft hatte sie Zucker auf das Fensterbrett gestreut und leise gesagt: „Klapperstorch, du Guter, schenk mir einen Bruder.“

Manchmal denkt sie noch heute: Vielleicht läuft irgendwo auf dieser Welt einer herum – und du weißt es nur nicht. Er könnte weit weg sein. Der Vater war oft zum Studium verreist. Oder ganz in der Nähe. Ihr Vater hatte Freundinnen – Frauen, mit denen er sich vermutlich ebenfalls aus der Realität wegträumte.

Da klingelt es. Lara hat die Zeit vergessen. Einer ihrer Klienten wartet auf Einlass – heute zum ersten Mal live zur Supervision.

Toll, dass es Supervision gibt, denkt Ludwig, während er auf den Klingelknopf drückt. Er ist guter Dinge und voller Hoffnung. Ludwig hat es weit gebracht. Er ist das, was man einen erfolgreichen Manager nennt: charmant, liebenswert, von vielen gemocht. Am stolzesten aber ist seine Mutter auf ihren Lui.

Marga hat ihn allein großgezogen. Lui ist ein hübscher Mann: groß, gut gewachsen, mit dunklen, kräftigen Haaren auf einem etwas platten Kopf und einem stets kessen Lächeln auf den Lippen. Fast scheint es, als gelinge ihm alles, als stehe ihm nichts im Weg. Er arbeitet in einem großen Konzern. Eine der letzten Stufen der Karriereleiter ist bereits in Sicht. Und doch nagt etwas in ihm.

Manchmal fragt er sich, von wem er wohl am meisten fürs Leben mitbekommen hat. Von Marga sicher die Güte – und den kräftigen Haarwuchs. Aber Marga war eine einfache Frau. Gern wäre sie Krankenschwester geworden, doch das Leben hatte andere Pläne. Sie wurde Sekretärin, arbeitete für einen großen Chef – und bald war Lui da.

Über seinen Vater würde Ludwig gern mehr erfahren. Doch Marga schweigt. Kein Wort darüber, wer dieser Mann war oder wie er lebte. Heute, weit oben auf der Karriereleiter, ist Ludwig angewiesen auf einen Mann, mit dem er eng kooperieren muss – und genau das fällt ihm schwer. Er weiß nicht, warum. Dieser Mann tut ihm nichts. Im Gegenteil, er ist wohlwollend. Und doch fühlt Ludwig sich, als hätte dieser Mann ihm etwas genommen. Das will er heute in der Supervision zur Sprache bringen.

Lara öffnet die Tür und begrüßt Ludwig herzlich. Sie spürt sofort, wie sympathisch er ihr ist. Schon nach den virtuellen Sitzungen mochte sie ihn, doch jetzt, wo er leibhaftig vor ihr steht, ist es ein ganz anderes Gefühl.

Nachdem Ludwig seine Bedrängnis geschildert hat, schlägt Lara vor, sich mithilfe einer Familienaufstellung dem hinderlichen Gefühl zu nähern. Als Stellvertreter dienen farbige Figuren. Die Bühne ist klein: Ludwig als Erwachsener in Dunkelblau, Ludwig als Fünfjähriger in Violett, Marga in kräftigem Grün – ganz nah bei ihm.

Gemeinsam betrachten sie das Bild. „Ist das vollständig?“, fragt Lara. Ludwig schaut lange und sehr still auf die kleine Bühne, atmet tief und stellt mit zittriger Hand eine weitere Figur dazu. Braun. „Wer ist das?“, fragt Lara leise. Ludwig treten Tränen in die Augen. „Ich weiß es nicht“, sagt er. „Aber da war einmal kurz ein Mann. Er sagte, er sei mein Vater – und dann war er plötzlich wieder weg.“

Er greift zum Taschentuch. Laras Blick fällt zum ersten Mal bewusst auf seine Hände. Sie bleibt an seinen Daumen hängen. Die gleichen merkwürdigen Rillen. „Was ist das?“, fragt sie. „Ich weiß nicht“, sagt er. „Eine Chromosomenstörung.“

Sie beenden die Arbeit mit einer Erkenntnis: Der Mann in der Geschäftsetage erinnert Ludwig – durch kleine Gesten – an seinen Vater. Unbewusst hat er seine kindliche Enttäuschung auf ihn übertragen.

In dieser Nacht kann Lara nicht schlafen. Am nächsten Morgen schreibt sie das Protokoll der Sitzung. Sie hat Zeit zum Nachdenken, Zeit zum Recherchieren. Und sie findet einen roten Faden. Im Geburtsort von Ludwig war Laras Vater damals Geschäftsführer. Die Zeit stimmt. Der Ort auch. War es nicht genau diese Zeit, in der sie ihren Vater als Kind so sehr vermisste? Weil er so selten nach Hause kam?

Lara glaubt nicht an Wunder. Und doch scheint sich hier ein kleines aufzutun. Sie wird behutsam vorgehen, weiter recherchieren. Und wenn sich bestätigt, was sie ahnt, wird sie Ludwig achtsam informieren.

Ob Laras Recherche für sie fruchtbar war, wissen wir nicht. Wir kennen nur ihre große Sehnsucht nach einem Bruder.

Geschwister verorten uns im System der Familie. Sie sind Spiegel, Kontrahenten, Prellböcke – und manchmal auch Tröster.

Sind sie nicht da, fehlt etwas. Dann breitet sich eine diffuse Sehnsucht aus. Man fühlt sich allein im Strudel all dessen, was Erwachsene tun. Es fehlt jemand auf Augenhöhe, jemand außerhalb der elterlichen Ordnung, der Orientierung gibt.

Ein Bruder steht oft für ein tiefes Bedürfnis: nicht alles allein tragen zu müssen, äußere und innere Lasten teilen zu können. Man sucht Resonanz auf Augenhöhe, jemanden, der Mut macht, Grenzen hält und Rückendeckung gibt. Und oft sucht man das im Erwachsenenalter weiter – in Freundschaften, in Partnerschaften.

Geschwisterliebe ist vertraut und warm. Sie ist ein stilles Versprechen: *Du gehörst zu mir. Du hast einen Platz in meinem Leben.*

Und doch erleben wir im Erwachsenenalter häufig zerstrittenen Geschwistersituationen. Als würden Menschen nicht wahrnehmen, welche Wurzel sie ankratzen oder gar abschneiden.

Dabei ist der Weg oft gar nicht weit: Missverständnisse zu klären, Perspektiven zu wechseln, die eigene Verletztheit anzuerkennen, um schließlich verzeihen zu können.

Meist lohnt es sich, diesen Schritt zu gehen – vielleicht auch mit Hilfe von außen, um in diesen bewegenden Momenten gut gehalten zu sein.

Geschwister sind Wurzeln. Man kann sie nicht kappen, ohne sich selbst zu verletzen. Es ist eine Bindung, die leise wirkt und ein Leben lang trägt.

Wem nie das Glück vergönnt war solche Wurzeln zu haben, der versteht nicht, wenn unachtsam damit umgegangen wird.

Verzeihen und Vergeben können

macht uns verbindlicher, atmungsfähiger und auch selbstfürsorglicher.